

„Helvet'art“ die Biennale der Schweizer Kunst, veranstaltet von der GSMBA Schweiz in den Olma-Hallen in St. Gallen

25.6.88 6. Biennale der Schweizer Kunst in St. Gallen

Achtzig Schweizer Künstler an der «helvet'art 88»

Die «Biennale der Schweizer Kunst», die jeweils von der Gesellschaft Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten (GSMBA) veranstaltet wird, versteht sich als Nachfolge-Ausstellung der einst vom Bund veranstalteten «Nationalen» (1890–1946) und der vom Kunstverein organisierten «Turnus»-Ausstellungen (1840–1961). Obwohl man in offiziellen Kreisen nichts von einem solchen Nachfolge-Auftrag wissen will, hat die Biennale doch eines mit all ihren Vorgängerinnen gemeinsam: Sie ist, wie all jene, jedesmal umstritten. Auch die am vergangenen Samstag eröffnete «helvet'art» in St. Gallen hat trotz positiven Ansätzen das «Ei des Kolumbus» nicht gefunden. Die Kunst-Schau in der Olma-Halle I mit Werkgruppen von 80 äusserst disparaten Schweizer Künstlern verlangt vom Betrachter ein gerüttelt Mass an Flexibilität und Einfühlungsvermögen.

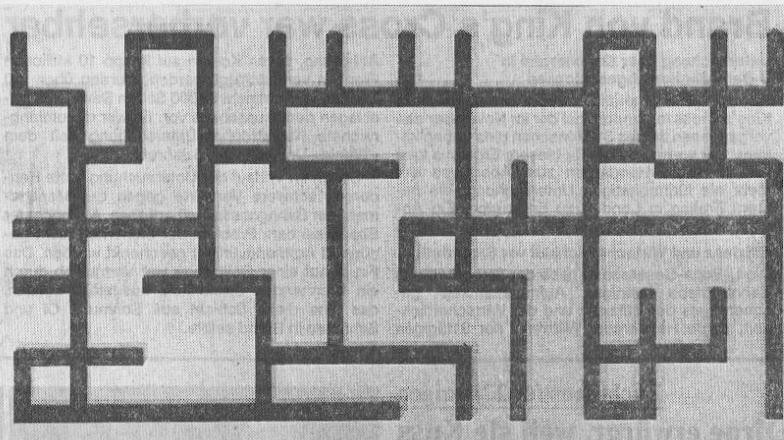
Von Tagblatt-Mitarbeiterin Annelise Zwez

Die GSMBA befindet sich aufgrund verschiedenster Faktoren gesamtschweizerisch in einer schwierigen Situation. Obwohl sie als einziger Künstlerverband in der Schweiz politisch Anerkennung geniesst, ist sie bei vielen Künstlern und Kunstliebhabern verpönt. Der gute Künstler, so die pauschal verallgemeinernde Meinung, habe allein frei und stark zu sein. Die Bemühungen der GSMBA, ein «Dienstleistungsbetrieb» für alle Schweizer Künstler zu sein, werden nur beschränkt anerkannt. Das zeigt sich auch in St. Gallen. Obwohl die «kleine Ausstellungskommission» mit John Matheson (unabhängiger Ausstellungsmacher), Pierre Casé (Zentralpräsident der GSMBA) und André Siron (GSMBA-Kunstkommission) für den 6. Biennale keine Rücksicht auf GSMBA-Mitgliedschaft nahm und 80 Schweizer Künstler nach ihrem persönlichen Empfinden eingeladen hat, war die Stimmung an der Vernissage nicht euphorisch.

Die Vernachlässigten ins Rampenlicht rücken

Es ist sicher richtig, dass die Biennale – die letzte war 1985 in Olten – versucht, mit ihren Einladungen gegenüber Kunstmarkt und Museumsbetrieb korrektiv zu wirken. Das heisst: Ihr Ziel ist es nicht, die Markt-Leader unter den Künstlern unter ein Dach zu bringen. Sie will vielmehr auf vergessene, zu wenig beachtete, auf noch nicht entdeckte Künstler aufmerksam machen. In Zeiten, da der Marktposition eines Künstlers (zu) viel Bedeutung beigemessen wird, ist das a priori ein schwieriges, um nicht zu sagen undankbares, Unterfangen.

Die Kommission der Biennale 88 hat in gutschweizerischer Manier versucht, eine ausgewogene Künstlergruppe einzuladen. Das Altersspektrum reicht von 25 bis 74 Jahre mit Schwerpunkten bei den 38- bis 58jährigen. Die technischen Ausdrucksformen reichen von der Radierung, Zeichnung und Malerei, über Skulpturen und Objekte bis zu Raumgestaltungen, Installationen, Fotografien und Video. Es sind 8 Tessiner, 16 Welsche, 51 Deutschschweizer vertreten. 5 Künstler gehören in den Bereich des «Neo-Geo», 11 malen gestisch-expressiv (teils gegenständlich, teils abstrakt), 11 pflegen ein subtiles «Informel», 12 arbeiten geometrisch-konstruktiv, 6 gehen von zeichenhaften Figuren aus, 2 malen betont inhaltlich-gegen-



Das Spiel mit den sichtbaren und den unsichtbaren Quadraten: Relief der in Windisch aufgewachsenen Rita Ernst.

ständlich, 2 zeigen ausschliesslich Graphiken, 9 sind der Skulptur verpflichtet, 9 zählen zu den Objektkünstlern, 2 widmen sich anderen Formen dreidimensionaler Gestaltung, 5 zeigen Installationen oder machen Aktionen, 6 schliesslich arbeiten mit der Kamera. Ob diese strukturelle Ausgewogenheit und dieses auf Vielfalt ausgerichtete Kunst-Spektrum Basis einer als Ganzes fassbaren Ausstellung sein können, ist indes fraglich. Sicher, die Schweizer Kunstszene beinhaltet dieses pluralistische Muster, insofern ist die Biennale Spiegel der Gegenwart. Aber ohne die geringsten didaktischen Anstrengungen uferf eine solche Vielfalt schnell in ein Durcheinander aus.

Wahlloses Nebeneinander

In der Olma-Halle stehen zwei grosse Geschosse für die Kunst zur Verfügung. Im Vergleich mit anderen Hallen, in denen schon versucht wurde, Kunst zu zeigen, schneidet die Olma gut ab (nicht zuletzt dank den relativ hohen Stellwänden). Die über weite Strecken grosszügigen Raumverhältnisse und die Beschränkung auf 80 Künstler (inkl. Video) lassen den Eindruck von Enge nur selten aufkommen und geben den Künstlern die Gelegenheit, eine repräsentative Auswahl von Werken zu zeigen. Das wahllos scheinende Nebeneinander verschiedenster Künstler quer durch die Generationen überfordert jedoch den Betrachter sehr schnell und verleitet ihn zu oberflächlich-ungerechten Urteilen. Durch gezielte Gruppierungen, wenige begleitende Merk-Sätze, Rundgang-Orientierungen usw. wäre dem Besucher manches erleichtert. So muss er im Grunde genommen sehen, Katalog lesen, wieder gehen und sehen. Nur wenige werden sich dafür die Zeit nehmen.

Die Künstlerliste reicht von Claude Augsburger bis Maja Zürcher. Dazwischen findet man Namen wie Ueli Berger, Michel Chapuis, Urs Derendinger, Monika Dillier, Bruno Gasser, Godi Hirschi, Christiane Lovy, Franziska Megert, René Racz, Roman Signer, Henri Spaeti, Andrea Wolfensberger. Der Aargau ist vertreten durch Jan Hubertus,

Mireille Gros und Rita Ernst. Jede Auswahl ist subjektiv; es kann hier nur darum gehen, sich zu fragen, ob die Qualität der Werke der gewählten Künstler einem nationalen Massstab Stand halten kann. Wenn auch das «Ja» überwiegen mag, so ist doch das «Nein» nicht ohne Gewicht.

«Verdiente» Einladung für Aargauer

Unter den mittleren und älteren Teilnehmern sind einige, die tatsächlich mehr nationale Beachtung verdienen. Ohne Lokalchauvinismus darf hier sicherlich auf den in Baden wohnhaften, 68jährigen Jan Hubertus hingewiesen werden, dessen skriptural gemalte Grossformate – sparsam gehängt und über feinstufige Farbschimmer Atmosphäre schaffend – sicherlich zum Wichtigen an dieser «hel-

vet'art» gehören. Erwähnt seien aber auch Ueli Berger mit seinen ideenreichen Objekten, Vincenzo Baviera mit seiner mächtigen, mechanischen Räder-Konstruktion, Carlo Baratelli und seine raumbezogene Farb-/Form-Architektur, Nelly Rudin mit ihren subtilen, geometrischen Wandobjekten, Hugo Schuhmacher mit seinen intensiv auf die Natur eingehenden Grossformaten, René Moser mit seinen Kult-Objekt-Inszenierungen, Godi Hirschi und seine klar geformten, zeichenhaften, stillen Papierarbeiten, Christiane Lovy mit ihrer den Bildraum skizzenhaft füllenden Zeichensprache, Jean Mauboulès mit seinen Linear-Skulpturen. Die Reihe könnte erweitert werden. Obwohl unter den Jüngeren in Sachen Markt noch einiges offen ist, gibt es doch auch hier «verdiente» scheinende Einladungen. Dazu gehören sicher die in Basel lebende Aargauerin Mireille Gros, die eigens für St. Gallen sieben feinfarbige und doch satte, tendenziell geometrische Grossformate gemalt hat und die zurzeit in Rom lebende Aargauerin Rita Ernst, deren betont geometrisch-klares Bild und Reliefs erneut Konsequenz im künstlerischen Ausdruck aufzeigen. Dann seien hier aber auch die Bienenwachs- und Weissblech-Objekte von Andrea Wolfensberger, die spielerischen und doch form-raum-betonnten Objekte von Eva Bertschinger, die riesigen Informel-Arbeiten von Mariapia Borgnini, die Gesicht als Körper darstellenden Fotografien von Anita Hohengasser, die experimentelle «Zucker»-Installation von René Racz erwähnt. Auch diese Liste könnte verlängert werden. Dann gibt es aber auch Fehlgriffe, sei es in qualitativem Sinne oder dass das Stichwort «korrektiv» nicht zutrifft, da die Künstler zurzeit bereits nationale Bedeutung geniessen, zum Beispiel Lenz Klotz, Flavio Paolucci, Hansjörg Glatfelder, Peter